

## Predigt über 1. Kor. 12, 12-26 (Stetten i. R., 20.10.2024)

Liebe Gemeinde,

*Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit* – diesen Vers kennen wir alle und schätzen ihn. Ein schönes Bild: alle Teile des Körpers gehören zusammen, sind miteinander verbunden, sind aufeinander angewiesen. Und geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude. Wer wollte dem nicht zustimmen? Sehnen wir uns nicht nach solcher Harmonie?

Doch so harmonisch ist das Bild vom Leib nicht, es ist kniffliger und herausfordernder als es auf den ersten Blick scheint. Paulus hat dieses Bild der vielen Teile eines Körpers nicht erfunden, es wurde in der Antike wiederholt verwendet, und zwar in sozialen Konflikten. Zum Beispiel in folgender Version: Da der faule Magen nur konsumiert, streiken die arbeitenden Glieder. Doch sie müssen bald einsehen, dass sie selbst den Schaden haben, wenn der Magen nichts bekommt. So werden die Glieder daran erinnert, dass sie in ihrem eigenen Interesse ihre Bestimmung als dienstbare Arbeiter erfüllen müssen, ohne aufzugehen, und es bleibt alles beim Alten. Das Bild des Leibs als Rechtfertigung einer angeblich organischen Ordnung von Oben und Unten, von Dienen und Herrschen.

Paulus spricht dagegen vom Leib Christi als einem subversiven Bild: kein Teil kann sich wichtiger vorkommen als ein anderer. Und kein Teil kann zum anderen sagen: Ich brauche dich nicht. Alle sind aufeinander angewiesen, alle haben eine wichtige Rolle zu spielen, alle verdienen Wertschätzung und Achtung. Und die am schwächsten erscheinen, sind sogar die nötigsten. Und diejenigen, die mit Scham verbunden sind, erfahren besondere Behutsamkeit. Einander wahrzunehmen und füreinander Verantwortung zu übernehmen, erst dadurch wird diese Gemeinschaft ein Bild für die Gegenwart Christi. Paulus schreibt diese Gedanken nicht umsonst, denn die Gemeinde in Korinth bietet ein ganz anderes Bild. Ich fürchte, seither hat sich nicht so viel verändert. Ist es nicht das Normale, dass wir uns auf die eigene Bubble zurückziehen, in der wir uns selbst bestätigen? Dass wir zu anderen auf Distanz gehen, die uns unangenehm oder gar bedrohlich vorkommen, bei denen wir die Nase rümpfen? Doch dies würde allem widersprechen, wofür der Name Jesu Christi steht, auf den wir getauft sind, wie Paulus schreibt.

Wie wenig selbstverständlich es ist, wirklich als Leib Christi zu leben, wissen wir aus den Erfahrungen der Partner in Piéla. Doch es ist nicht Böswilligkeit, dass Menschen, die merkwürdig und auffällig sind, weil sie psychisch krank sind, verstoßen werden, oder gar angekettet werden, entwürdigende Behandlungen erleiden müssen. Ich denke, es hat viel mit Hilflosigkeit zu tun, mit Ängsten, mit dem Gefühl, bedrohlichen Mächten ausgeliefert zu sein. Und das ist beileibe nicht nur in einem Land wie Burkina Faso der Fall. Hier in Stetten ist Inklusion selbstverständlich und eingeübt, aber in der Gesellschaft ist dies durchaus nicht der Fall. Ich möchte von meinem Freund Dietmar erzählen, dessen Lebensgeschichte anschaulich macht, wie schnell auch wir an unsere Grenzen kommen. Und zugleich welche überraschenden Erfahrungen möglich sind.

Ich hatte Dietmar eher aus der Ferne gekannt, doch durch die Sterbegleitung seines Vaters sind wir uns nähergekommen und wir sind Freunde geworden. Dietmar ist Autist. Durch eine schwere Erkrankung in frühester Kindheit stürzen alle Reize, alle Töne, alle Berührungen ungefiltert auf ihn herein. Als Kind hatte er sich deshalb völlig zurückgezogen und gegen andere Kinder abgeschirmt, oder hatte sehr unkontrolliert, aggressiv reagiert. Er kann mit anderen nicht

sprachlich kommunizieren, er gibt Laute von sich, die unverständlich klingen, und er ist sehr ruhelos. Von klein auf galt er als bildungsunfähig. Er sollte in einer betreuten Einrichtung unterkommen, getrennt von seiner Familie. Dort wäre er vermutlich mit Medikamenten ruhiggestellt worden, wäre verkümmert. Seine Eltern hatten darum gekämpft, dass er bei ihnen aufwachsen konnte, seine Mutter hat sich unglaublich intensiv mit seiner Krankheit auseinandersetzt, hat ihn mit allen Kräften gefördert, hat gelernt, seine für andere unverständlichen Laute zu verstehen, ihn zu übersetzen. Und es hat sich gezeigt: Dietmar ist sehr intelligent, er reflektiert alle seine Erfahrungen, er drückt sich in gemalten Bildern aus, er formuliert berührende, auch poetische Texte, er hat viele Bücher geschrieben und veröffentlicht, er ist im Redaktionsteam des Gemeindebriefs seiner Kirchengemeinde – immer darauf angewiesen, dass er übersetzt und verstanden wird, und dass andere seine Texte aufschreiben. Er hat sogar einen eigenen Blog, in dem alles nachgelesen werden kann.

Warum ich dieses für mich sehr bewegende Beispiel erzähle? Dietmar sagt, er hätte seinem Leben längst ein Ende bereitet, wenn er weggesperrt worden wäre, wie es leicht hätte passieren können. Nur durch die Achtsamkeit, die liebevolle Zuwendung, die einfühlsame Beharrlichkeit, die er von seiner Familie und von anderen erfahren hat, konnte und kann er seine großen Gaben einbringen. Er hat täglich riesige Herausforderungen zu bewältigen, aber er nimmt aktiv am Leben teil und ist Teil des Lebens anderer geworden. Für mich ist es eine deutsche Parallelgeschichte zu vielen ähnlichen eindrücklichen Beispielen, wie sie aus Piéla erzählt werden können. Wie viele Mendchen würden unter „normalen“ Umständen ganz am Rand enden würden, würden unsichtbar würden, ohne eigene Stimme? Wo diese Menschen Respekt, Menschenwürde und natürlich auch professionelle Unterstützung erfahren, da können erstaunliche Dinge geschehen. Diejenigen, die am schwächsten erscheinen, oder am unangenehmsten, oder gar am peinlichsten, werden zu unverzichtbaren Gliedern der Gemeinschaft. Denn sie können etwas vom Leib Christi aufleuchten lassen, was Menschen, die im Zentrum stehen, die von allen geachteten sind, die selbstbewusst sind, vielleicht gar nicht wahrnehmen würden und könnten. Um nicht missverstanden zu werden: Das Entscheidende ist nicht, dass mein Freund Dietmar Bücher schreibt, wenn es auch vielleicht das Überraschendste bei ihm ist. Das Entscheidende ist, dass er erfahren kann, wie er wahrgenommen wird. Und Sie in Stetten wissen gut, wie Menschen mit Beeinträchtigungen, die keine Bücher schreiben, uns mit ihrer unverstellten Fröhlichkeit und ihrer zugewandten Direktheit ins Staunen bringen können. Ich denke, wo wir in Menschen, die so ganz anders sind als wir selbst, etwas entdecken können, was in uns selbst vielleicht verkümmert ist, oder was wir gar nicht im Blick haben, da kann eine neue Gemeinschaft entstehen, aus *einem Geist ein Leib* mit so vielen unterschiedlichen faszinierenden Gaben und Aufgaben, wie Paulus schreibt. *Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit* – das bedeutet dann, dass wir alle Empfangende, immer wieder neu Herausgeforderte, dankbar Staunende sein können.

Heute ist Partnerschaftssonntag, und da beschäftigt uns die Frage, wie wir die Beziehung mit den Partnern von Yenfaabima gestalten, wie wir uns als gemeinsame Glieder im Leib Christi verstehen. Ich bin überzeugt, vieles von dem, was wir erfahren über die beeindruckende Arbeit mit psychisch Kranken in Piéla und was ich von meinem Freund erzählt habe, gilt genauso für unseren Umgang untereinander als Partner. Wir sind manchmal vielleicht in der Gefahr, den Satz *Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit* in erster Linie als Appell zu verstehen zu helfen. Hilfe, professionelle Hilfe ist selbstverständlich gut und unverzichtbar, trifft aber nicht unbedingt den Kern dessen, was mit *mitleiden* und *mitfreuen* gemeint ist. Denn Hilfe kann auch ein Gefälle schaffen, zwischen Starken auf der einen Seite und Hilfsbedürftigen auf der anderen,

zwischen Gebenden und Nehmenden. Im Leib Christi gibt es kein einseitiges Gefälle. Wir sind alle stark und schwach zugleich, begabt und hilfebedürftig. Paulus schreibt sogar: *Wo ich schwach bin, bin ich stark*, denn nur dort, wo ich meine Schwächen annehme, kann Gottes liebevolles Zutrauen in mir, in uns allen, wirksam werden. Und das gilt auch für die Begegnung zwischen Partnern in Piéla und Stetten. Die sicht- und hörbare Verbundenheit im Gottesdienst heute, in der wechselseitigen Teilhabe und Fürbitte ist dafür ein starkes Zeichen. So wie bei den psychisch Kranken in Piéla und bei meinem Freund Dietmar ist das kein müheloser Weg. Es braucht Zeit, es braucht sensible Aufmerksamkeit, es braucht Kraft sich überhaupt gegenseitig zu verstehen, über das Fremdsprachliche hinaus. Achtung, Wertschätzung, Respekt, Solidarität sind große Worte, die sich in ganz konkreten Begegnungen bewähren. Doch gerade in diesen Begegnungen ist das Überraschende verborgen: Gerade da, wo wir verschieden sind und wo wir uns vielleicht sogar schwer tun miteinander, gibt es am meisten zu entdecken – als Glieder an dem einen Leib Christi, mit demselben Geist getauft, schöpfend aus derselben Quelle des Lebens.

Bernhard Dinkelaker